

Oldenburger Universitätsreden

Nr. 77

Christoph Pleister

**Zur Bedeutung der Universität
Oldenburg für ihre Region**

Reden anlässlich der Verabschiedung
Christopher Pleisters als Vorsitzender
der Universitätsgesellschaft



VORWORT

Die Carl von Ossietzky Universität Oldenburg verleiht Christopher Pleister die Würde eines Ehrensensors. Für die Herausgeber der Oldenburger Universitätsreden ist dies Grund, an die Verdienste Pleisters als langjähriger Vorsitzender der Universitätsgesellschaft Oldenburg zu erinnern. Christopher Pleister hat aus beruflichen Gründen in Frankfurt/Main inzwischen eine neue Wirkungsstätte gefunden.

Die hier vorgelegten Texte sind Teil der Veranstaltung zur Verabschiedung Pleisters aus Oldenburg. Den heiter literarischen Freundschaftsbezeugungen des Präsidenten der Universität Michael Daxner und des Literaturwissenschaftlers Dirk Grathoff antwortet der Wirtschaftswissenschaftler Christopher Pleister in seinem Vortrag mit einer in Frageform gekleideten Aufgabe, die er der Universität Oldenburg als bisher noch ungelöst hinterläßt: "Um ein Wievieles wird das Wirtschaftswachstum in der Region durch die Aktivitäten der Universität verstärkt?"

Gerade angesichts der großen Finanzeinbrüche bei den Hochschulen sollte sich die Universität ihrer wirtschaftlichen Bedeutung für Stadt und Region bewußter werden - nicht nur in Spekulationen, sondern auf der Grundlage empirisch ermittelter Daten. Pleister beruft sich bei dieser Forderung auf den aus der Nordwestregion stammenden Nationalökonom des 18. Jahrhunderts, Johann Heinrich von Thünen aus Hooksiel - und zeichnet dann selbst den Weg zu der geforderten Untersuchung auf. Sind es 1 % Förderung des Wirtschaftswachstums in der Region und vielleicht 5 % in der Stadt, welche die Universität einbringt? Sind es mehr oder weniger Prozentpunkte? Und ist dies viel oder wenig?

Dies sind nur einige der Fragen, deren Beantwortung Pleister Auswirkungen auch auf die staatliche finanzielle Förderung der Universität Oldenburg zumißt.

Bei der im Januar 1997 erfolgenden Entgegennahme der Würde eines Ehrensensors wird Pleister wohl mit Recht auch die Frage stellen, ob die Universität Oldenburg den 1995 gegebenen Anregungen inzwischen gefolgt ist.

Oldenburg, im Dezember 1996

Hermann Havekost

MICHAEL DAXNER

Freundschaft und Raum

für Gertrude und Christopher Pleister

I.

„Freintschffl!“ so grüßen sich am 1. Mai, dem Festtag des Hl. Josef, des Zimmermanns, die Wiener Sozialdemokraten auf dem Rathausplatz. Es klingt wie ein Befehl, aber es meint: Freundschaft. Genützt hat es nichts, aber man fühlt sich am 1. Mai daheim und wird vom Bürgermeister nicht als Sozi, sondern als Wiener begrüßt.

Heimat ist nur für den Beschränkten ein Ort; für den denkenden Menschen ist sie ein Zustand, der immer den Raum schafft, den man braucht, um sich nicht fremd zu fühlen. Der Kosmopolit kann selbst in Oldenburg an Wien denken, ohne zu vergleichen. Wie sollte er auch, wenn es schon schwierig ist, dem Unbekannten norddeutscher Provenienz zu erklären, daß Österreichisch zwar dem bairischen Idiom verwandt, aber von ihm doch durch Welten getrennt ist. Deutschland in seiner selbst herbeigeredeteten Mittellage hat Grenzen, die zwar nie mit der vierten, unsäglichen Strophe des Deutschlandliedes übereinstimmen, aber Grundlage eines fragwürdigen, depressiven Konsenses sind. Kakanien, das meint k.u.k. und k.k., ersteres mit Ungarn, weil dort nur königlich, letzteres in der Person des Kaisers, der auch König war. Keine klaren Verhältnisse bitte, nicht in der Politik, schon gar nicht im Persönlichen. Österreich, nicht der Staat, der Raum, ist offen, jedenfalls nach den vier Himmelsrichtungen, und wo einmal Kakanien und seine Vorläufer waren, da bleiben sie. Also bin ich jetzt hier daheim

und denke diesem seltsamen Raum nach, in dem Freundschaften gedeihen wie nichts Gutes. Wobei ich zunächst nur Wien meine, die dialektische Antithese zum Rest Kakaniens, Weltstadt mit einigen Dörfern, Grinzing, Döbling, Sievering, Hietzing, Meidling und Kagran, aber eben ohne Dorfkultur wie Schmargendorf, Wilmersdorf oder gar Neukölln. Jede Stadt beinahe ist einmal aus umliegenden Dörfern entstanden, aber nirgendwo hat die „Vorstadt“ so viele Freundschaften angezogen wie in Wien, man fährt hinaus und bleibt doch nahe an seinem Zentrum.

Es ereignete sich vor nicht vielen Jahren, daß ein in Deutschland lebender böhmischer Künstler in Wien längere Zeit tätig war und sich mit einem Arbeitskollegen und seiner Frau anfreundete im besten Sinn des Wortes. Die gute Gattin machte dem Gast Avancen, die seinerseits mangels Affinität abgewehrt wurden. Beim Abschied nach einem halben Jahr meinte der Wiener: „Und ich hab geglaubt, du bist wirklich mein Freund ... Du hast ja gar kein Verhältnis mit meiner Frau gehabt!“. Er sagte natürlich nicht „Verhältnis“, sondern „G’spusi“, womit eine der vielen Varianten Wiener Freundschaften ausgedrückt ist. „Mei liawa Freind!“ hingegen ist eine Drohung, und „ein Freund von mir“ bedeutet weniger Nähe als „mein Freund“. Das gibt es natürlich anderswo auch, aber die Freundschaften in Wien sind doch anders. Egon Friedell beschied seine Freunde, die ihn zum Geburtstag beschenkt haben, allesamt mit gedruckten Karten: „Ihr Geschenk war mir das liebste!“. Wie muß er gelacht haben, wenn all die Präsente auf seinem Tisch räumlich angeordnet vor ihm lagen ...

Wir mißtrauen dem Nächsten, er könnte ja was von uns wollen. Heute sagst du einem: „Sag doch du zu mir!“ und morgen ruft er an und will, daß du ihm bei der Polizei, wo du einen Freund hast, sein Pickerl („Knöllchen“) rückgängig machst. Aber du bist empört, wenn einer dir die Freundschaft anträgt und dich dann nicht rettet, wenn du ihn rufst. Der Herr Karl hat diese

Haltung so verallgemeinerungsfähig verinnerlicht, daß dies etwas vom Nimbus der freundlichen Wiener auch für Fremde zerstört hat, Gott sei Dank.

Bekanntlich wurde die Psychoanalyse in Wien erfunden, wie alles andere wichtige auch. Das kommt daher, daß nirgendwo Liebe und Freundschaft näher an den Verrat gebaut sind als in dieser Stadt, wo das Bedürfnis, sich mit sich selbst zu beschäftigen, alle anderen imperialistischen Strebungen überbaut. Die Deutschen, Engländer und Franzosen haben noch die letzten Kolonien erobert und Kriegsschiffe gebaut, als sich Österreich schon an die Besetzung des „Weiten Landes“ gewagt hatte, als das Schnitzler die Seele bezeichnete. Der Verrat, das ist das Wissen darum, daß nichts, auch nicht das tiefste Gefühl, mit dem Willen haltbar gemacht werden kann. Schnitzlers „Reigen“ oder die „Liebelei“ sind eben nicht Ausdruck befreiender Emanzipation, sondern der verzweifelte Versuch, im Augenblick aufrichtig festzuhalten, was nicht zu halten ist. Und umgekehrt ist die große österreichische Literatur voll von Freundschaften und Lieben, die an sich selbst zugrund gehen, weil sie nichts als nur sich selbst haben - am deutlichsten bei Stifter. Wenn Ingeborg Bachmann, unsere wirklich bedeutendste Dichterin, im Leitgedicht der Fünfziger („Alle Tage“) den „armseligen Stern der Hoffnung über dem Herzen ...“ unter anderem verleiht „für die Tapferkeit vor dem Freund“, dann bezeichnet dies viel mehr als Idealisierung der Freundschaft in der deutschen Klassik. Und Bachmann nochmals: „*Nirgends gewährt man, wie hier, vor den ersten Küssen/die letzten ...*“, aus einem Gedicht, das „Große Landschaft bei Wien“ heißt. Der Raum, das ist ein Ort, wo Freundschaften ihre Form und ihren Abschied bekommen. Der Wiener Wald zum Beispiel. Die Geschichte von Verrat und unechter Liebe im nach dem Wiener Wald benannten Stück des Ödön von Horváth endet zur Melodie des gleichnamigen Straußwalzers mit des Fleischers Oskar pathetischen Sätzen: „...*Ich hab dir mal gesagt, Mariann, du wirst meiner Liebe nicht entgehn*“. Marianne:

„*Ich kann nicht mehr - Jetzt kann ich nicht mehr-*“ Oskar: „*Dann komm -*“. Wienerwald, das ist eine Metapher und ein Raum, ein Erholungs- und Grünraum westlich der baumlosen Metropole, zu aufgeklärten Zeiten gepflanzt. Die Backhendel-assoziatioin des unseligen bayrischen Geschmacksvergifters verdeckt die bedeutendere: der Wald, in dem man nichts entgehen kann, nicht einmal der Liebe. Warum? Ein herrlicher Buchenwald, gewiß. Aber die hohen alten Bäume haben fast kein Unterholz, es gibt kein Verstecken, obwohl man mitten im Wald ist, weithin bleibt der Mensch sichtbar zwischen den militärisch ausgerichteten Stämmen. Rose Ausländer, Celans ältere Schwester, hat in ihrem Gedicht „Wiedersehen mit dem Wiener Wald“ die Dialektik dieses Raums zu Anfang und in der Endzeile eingefangen, dazwischen die Wahrheit: „*Waren wir Feinde / als der Friede schlief ... Vor lauter Bäumen / seh ich mich nicht ... Sind wir Freunde/ Erlkönig Wald / Kennst du mich / wie ich dich / wurzeltief*“.

Im Westen, im Deutschen also, erscheint Freundschaft als der überhöhte Ersatz der Liebe, sozusagen gereinigt von der Wirklichkeit der Zumutungen von Geschlecht, Lust und Eifersucht. Vielleicht ist es das, was den Verrat in Wien so aufrichtig macht: Niemand hat Illusionen darüber, wie wenig es bedarf, um eine Freundschaft zu verraten. Und warum hat niemand diese Illusionen?

Keine Angst, ich reihe mich jetzt nicht als Dilettant in die endlose Kette gelungener Selbstbeschimpfungen, aber zu meinem Erschrecken stelle ich fest, wieviel davon in meiner Bibliothek zur Hand ist. Aber wir sind in Oldenburg, und es gilt die Räume für Freundschaften zu sondieren. Und auch über den Zwischenraum zwischen Donau und Hunte zu rasonieren.

Vom Norddeutschen sagt man, er sei spröde, wenn man seine Freundschaft errungen hat, dann hält sie. Stimmt. Für viele ist das eine Bedrohung, weil die Freundschaft dann alle Veränderungen des andern hinzunehmen hat, weil sie die eigenen im-

mer wieder einbringt, als sei das ein ganz gewöhnlicher Vorgang.

Vom Wiener sagt man, er sei charmant. Stimmt nicht. Sein mitgebrachter prägender Dialekt erzeugt eine schmeichlerische Weichheit, der nur widerstehen kann, wer etwas von Konventionen und Ritualen versteht. Bis auf eine mietengeschützte oder gar besitzende Oberschicht bewohnt der Wiener schlechtere Wohnungen als etwa der Oldenburger. Das Klima erlaubt es, viel mehr im Wirtshaus zu leben als zuhause, nicht nur im Caféhaus. Man lädt nicht ein, man trifft sich, um nicht nach Haus gehn zu müssen. So entstehen Freundschaften. Selbst wenn sich die Unterschiede heute eingeebnet haben, ist das jedenfalls ein Stereotyp, an dem wir hartnäckig festhalten. Der Begriff der „Freinderlwirtschaft“ bezeichnet typischerweise die Korruption. Sie findet halt nicht statt wie im schlechten Krimi, sondern als Wirtschaft unter Freunden.

Nach dieser Einstimmung eine praktische Denkübung. Ein Oldenburger Bankier wird zum Leiter der Repräsentanz in Wien bestellt. Seine Kollegen beneiden ihn: Heuriger, Tafelspitz, Philharmoniker, Sacher, Riesenrad und so. Dieter Holzappel, der all das zur Jahreswende immer wieder genießt, ist der eigentliche Gewährsmann für den Banker. Denn seine Düsseldorf Vorstände verabsäumen es, dem Weitgereisten und Weltgewandten aufzugeben, sich auf seine Aufgabe ebenso vorzubereiten, als siedelte er nach Japan um. Darum liest er tatsächlich einiges aus der dynastischen Geschichte der Habsburger, prägt sich den Wechselkurs 1:7 ein und glaubt ganze zwei Tage, Wien sei von der Hunttestadt nur graduell unterschieden: die Menschen verstehen anscheinend, was er sagt: wo kumans dän hea, hea dokta? (das hört er beim Brötchen kaufen, weil er keine Semmeln verlangt). Das süße Wiener Mädel verbirgt sich ebenso wie der Herr Nowak oder die Frau Wappel. Gar keine Stereotypen. Den alten Freunden schickt er Postkarten, einige ruft er noch ein paar mal an, die Einladungen nach Wien klin-

gen seltsam unbestimmt, dann hört man nichts mehr von ihm. Auf Heimaturlaub erzählt er vom Burgtheaterdirektor Peymann und von der Freinderlwirtschaft (in Deutschland, bei den Vettern, ist das weniger distanziert). Auch äußerlich hat er sich kaum verändert. Aber seine Wiener Freunde, Direktoren, Inscheniöre, Professoren, Hofräte und die Dame aus dem ersten Bezirk enthält er uns vor. Jedes Caféhaus hält für sie alle möglichen und nicht nur die wirklichen Titel auf Vorrat, weil das Ansprechen mit Namen nicht so höflich ist - die sind austauschbar. Wir haben einen Freund verloren, weil die Entfernung unterschätzt wurde. Wien, vielleicht auch Rom, sind Städte, die einen aufsaugen oder ausspucken. Unser Bankier befreundet sich dort wie anderswo auch, aber seine Beziehung geht er mit der Stadt und nicht mit Menschen ein. Sein Beruf ist nur für die Aktionäre wichtig, aber nicht für seine Umgebung dort unten, denn daß er was Hohes ist, riecht der geübte Wiener, und daß er vielleicht Beziehungen hat, die in einer Freundschaft nutzbar gemacht werden können, liegt auf der Hand. Aber sein Werben um die Stadt absorbiert seine Kräfte, und seine Abenteuer lesen sich wie ein Eintauchen in eine Literatur, die sich hier im Norden kaum erinnern, schon gar nicht goutieren läßt. Er ist verloren. Der Raum bereitet ihm Probleme: die Rendezvousplätze haben historisches Gewicht: der Burggarten im ersten Morgennebel, daneben wurde für Jahrhunderte die Welt regiert, später Kakanien. Der Prater, der ja keinen Kramermarkt, sondern eine ausgedehnte Aulandschaft mit Autobahnbrückenregenschutzunterschluß darstellt an Freitagnachmittagen, wenn man Sport getrieben haben möchte; überrascht einen der Regen in den Büschen, flüchtet man in den Wurstelprater, dort in *Preuschers Prater Panoptikum* und findet bei Mißbildungen in Spiritus händchenhaltend etwas Schutz; der Heurige, den niemand kennt, schon gar keine Touristen, und der so klein ist, daß man beim dritten Glas schon Miteigentum erwirbt: dort trifft er sie, die neuen Freundinnen und Freunde. Beneiden wir ihn? Wir geben ihm eine

Chance. Wiener wird er eh nicht, aber vielleicht dauerhafter Resident dort unten. Der Himmel begrenzt den Raum weniger hoch als in Oldenburg, die Wolken sind nötig, um der Stadt ihre Farben zu geben, der Regen ist meistens kalt, der Wind kontinental, der Herbst endlos und die Ballsaison überlang. Es gibt kein Klischee, das er auslassen darf, wenn er erzählt. Wir haben ihn verloren. Nun weiß jeder, daß die Parabel schief ist, und wir rücken sie mit einem klischierten Gedicht von Gerhard Krischker zurecht: „*In wien / heißen die wiener / frankfurter // dafür heißen / in frankfurt die frankfurter / wiener.*“

Mein Freund Burghart hingegen kommt aus Wilhelmshaven. Jetzt ist er Professor in Wien. Er besucht mich häufig hier in Oldenburg. Wir vertragen uns, aber unser Thema sind nie die Raumvergleiche, sonst habe ich schon verloren. In seinen kunstkritischen Essays hat er zum Beispiel den postmodernen Würstelstand verewigt, der den alten abgelöst hat, an den Bahnschranken in Ober St. Veit, dem gegenüber ich meine ersten Schuljahre gelebt habe.

II.

Der erste Eindruck stimmt. So wie nichts dem Verrat als Freundschaftsbasis gleichkommt, so ist der Raum der Freundschaft an den Abschied gebunden, und der Abschied an den Verrat. Jeder singt gerne das verlogene Mimenlied aus dem Film „Burgtheater“ mit Hannerl Matz: „Sag zum Abschied leise ‘servus’ ...“, aber die letzten Zeilen lauten unbekannt und unvermittelt: „,sgibt jahraus, jahrein einen neuen Wein und neue Liebelei’n!“. Abschied als Auftakt zum Immergleichen. Am besten beim Heurigen, Alkohol als Entschuldigung.

Verkürzt und schematisch gelten die folgenden Regeln:

1. Man wird in Wien geboren, um fortzugehen, sofern man
2. nicht schon vorher fortgejagt wurde

Regeln 1 und 2 ermöglichen a) Rückkehr zum Empfang eines Kulturpreises im hohen Alter oder b) eines Ehrengrabes posthum oder c) um vergessen zu Ende zu leben und am Ende seines Lebens wiederentdeckt zu werden und a) oder b) zu erfahren.

3. Man kommt von woanders und bleibt (Mozart, Beethoven, Brahms usw.)
4. Man kommt von woanders, bleibt eine Weile und hat Mühe sich loszureißen, gilt dann
 - a) als Wienkenner
 - b) als Wienhasser
 - c) als Ignorant

Von woanders, das kann die österreichische Provinz sein, oder das unendliche Kakanien, oder einfach das meist westliche Ausland. Die Provinz nimmt in Wien Abschied von sich selbst, um dann bei Peter Suhrkamp aus Munderloh Nfg. verlegt und berühmt zu werden, Thomas Bernhard, Peter Handke und alle anderen sind Belege dafür. Die Rückkehr der Rehabilitierten auf den Zentralfriedhof, der im übrigen nicht viel kleiner als Oldenburg ist, in ein Ehrengrab gar, bietet vielen Rendezvous einen Anlaß, sich mit der innigen Verbindung von Liebe und Tod hautnah zu befassen.

Erich Fried, Opfer der Regel 2, Träger mehrerer Preise, nicht zurückgekehrt und in London begraben, beschreibt nach einem Durchgang durch sein Wien (traurig, verletzt), wie es zuletzt doch sich fühlen läßt:

...
 Weil ich nun in der Fremde wohn,
 schwimmst du oft in mir.
 und manchmal braucht es Mühe schon,
 daß ich dich nicht verlier.
 Du meine Freude und mein Weh,
 du Angst und banger Mut! -

Daß ich dich einmal wiederseh,
mein Wien, ist gut.

Aber ich rede jetzt von mir, also dem Fall der ersten Regel, obwohl ich mich manchmal fühle wie bei Regel zwei. (Karl Kraus dazu: „*Helfen wir uns aus der Not / schlagen wir die Fremden tot! / Doch zu heben hilft uns mehr / mit den Fremden den Verkehr ...*“). Ich bin fortgegangen, um nicht so zu werden wie die meisten Wiener meiner Umgebung, ich hatte zu viele Freunde in Wien, und das ist so ungerecht und so richtig, wie Thomas Bernhard in seinem liebevollen Groll es unermüdlich beschrieben hat. Mein Abschied von Wien dauert nun schon über 20 Jahre, und mit ihr, der Stadt, bleibe ich befreundet wie in einer befriedeten Beziehung, die ihren Streit längst vergessen hat, aber immer wieder sagt: *du hast dich kaum verändert*. (Es kommt mir vor wie bei jenem seit 20 Jahren getrennten, aber jetzt befreundeten Paar, das sich jeden Samstag in einem der teuersten Hotels auf der Stundenetage trifft, am Graben, gleich beim Stephansdom, um sich seiner jetzt ja nicht mehr verbindlichen Freundschaft zu versichern - was wissen die Touristen ein Stockwerk drunter?!). Seit 9 Jahren nun in der Residenzstadt Oldenburg, keine Vergleiche bitte, aber ich erinnere an die kosmopolitische Heimat, von der ich eingangs sprach.

III.

Ich habe in Oldenburg Freunde gefunden. Das geht also. Außerhalb der gewohnten Wiener Räume, die imaginäre Räume sind und reale Orte nur zur materiellen Grundlage ihrer Phantasie nehmen. Einer dieser Freunde, mit ein Anlaß unseres heutigen Treffens, hat die Residenzstadt mit der Metropole des Kapitals vertauscht, um sich zu verbessern, und jetzt führt er sich bei jeder Rückkehr auf wie ein Wiener. Darum kann ich

ruhig weiter über Wien reden und ein Stück Oldenburg meinen.

Was witzig klingt, wie „der Balkan geht durch mein Schlafzimmer“ (Karl Kraus), braucht in seiner Tragik nicht beschrieben werden, Freundschaften sind immer auch politisch, wenn sie Kulturen verbinden und getrennt werden. Wenn wir Maghrebinien von Rezzorri so lesen, bekommen wir einen Geschmack von der Bedeutung der großen Räume, die in den kleinen aufgehoben werden können. Weniger tragisch sind dann die Trennungen und Beziehungen auf kleinstem Raum. In seinen großen Romanen hat Doderer genau bezeichnet, wie sich Freundschaften herstellen, die über die andere Straßenseite, den anderen Bezirk oder eine andere Stadtlandschaft geschlossen werden. Liebe besteht - nach Luhmann - aus der codierten Intimität zweier Menschen, die nur für sich eine Welt imaginieren, aus der sich die Beziehung rechtfertigt. Freundschaft braucht einen andern Raum, konkret sinnlich, hier, nicht dort. Gerade das Phänomen, daß Freundschaften über lange und entfernte Trennungen halten, kann ich mir nur so erklären, daß sich beide Freunde immer zur Erneuerung dieser Freundschaft an einen bestimmten Ort zurückdenken, der mit einem die Freundschaft festigenden Ereignis verbunden ist.

Der Übergang zu den Frauen ist immer schwierig. Geht der Freund, geht die Freundin meist mit. „Männerfreundschaften“ sagt man, „Frauenfreundschaften“ sagt frau nicht. Als Mädchen gibt es noch das Poesiealbum, dort zeigt sich der Vorsprung des Weiblichen: „*Flöhe, Läuse, Wanzen/mögen dich kuranzen,/wenn du je vergißt,/wer deine Freundin ist!*“ unmittelbar nach dem Spruch: „*Die Maus ist ein Nagetier! Letzteres wünscht dir deine Freundin Trude.*“

Freund, das kommt immer so männlich als Begriff vor. Freundin, da denken wenigstens Männer nicht an Männerfreundschaften, und eine Symmetrie zum weiblichen Sprachgebrauch scheint auch nicht gegeben. Aber das ist auch ein weites Feld

- wieder ein Raumbegriff - ich will mich nun der Freundin im Raum widmen. Die Freundschaft mit einer Frau besteht, wenigstens traditionell, zuallererst im Warten. An der Bushaltestelle, unter dem Vordach, im toten Blickwinkel der Hausmeisterin; wenn die Freundschaft sich ehebrecherisch konkretisiert, kann das Warten auch noch geduckt hinter einem Lenkrad oder Luftlöcher bohrend irgendwo erfolgen. Der Warte-raum ist immer ein Ort der Entscheidung: lohnt es sich zu warten? Deshalb hat, wer auf eine Freundin wartet, nicht selten die absurdesten Erinnerungen an Ferienprospekte, Fahrpläne, Zigarettenwerbung -und an Passanten, die nur deshalb auffallen, weil man sie wartend sieht - diese dumpfen Vorbeieiler wissen nicht, daß man auf die Freundin wartet, die sich jetzt vielleicht gerade innerlich auf ein Treffen mit dem wartenden Freund vorbereitet. (Natürlich stimmt das nicht: sie ist zu spät, möchte was anderes machen, und nur weil es sich um Freundschaft und nicht um Liebe handelt, kann sie mich nicht folgenlos weiter warten lassen).

Und dann kommt die Freundin, und man geht wohin. „Leise, ganz leise, klingt’s durch den Raum. Liebliche Weise, Wahalzertraum ...“. Die Tapete blättert, die Freundschaft welkt, „A Monogrammdint’n is a nur a Mensch und hoit net ewich!“, wie man so sagt.

Ein letztes: wenn ein Wiener möchte, daß der Freund oder die Freundin bleibt, sagt er: „Geh nur, geh!“.

DIRK GRATHOFF

Freundschaftsrede

für Gertrude und Christopher Pleister

Wer auf einem Symposium, also einem Gastmahl, das traditionell mit einem gelehrten Trinkgelage beendet wird, über das Thema literarische Freundschaften sprechen soll, wird zwingend mit dem Kartoffelschälen beginnen müssen. Denn solches geht einem Symposium voraus, mindestens einem norddeutschen, und solches steht an zentraler Stelle in dem berühmtesten deutschen Gedicht über die Freundschaft:

«Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!» Entgegnet
ihm finster der Wütherich.
«Kartoffelschälen, verstehste mich.»

Die volkspoetischen Schillerparodien haben hier vielleicht eine ihrer besten und klügsten Varianten gefunden, denn nur ein geistig schwer behinderter, veränderter Attentäter würde antworten, was Schiller seinen Damon sagen läßt:

«Die Stadt vom Tyrannen befreien!»

um dann zu hören:

«Das sollst du am Kreuze bereuen.»

In dem Gedicht mit dem Titel «Die Bürgschaft» hieß dieser Damon übrigens noch Möros:

Zu Dionys dem Tyrannen schlich
Möros, den Dolch im Gewande,
Ihn schlugen die Häscher in Bande.

In der Ausgabe letzter Hand hat Schiller das Gedicht dann in «Damon und Pythias» umbenannt und die veränderten Figuren eingeführt, schließlich waren die beiden die bekannteren griechischen Freunde, und angeblich sollen auch sie ein Attentat auf Dionysos geplant haben - wie die ursprünglichen Originalfreunde Möros und Selinuntius. Wie dem auch sei, wenn Ihnen künftig jemand weismachen will, «Die Bürgschaft» beginne mit den Versen:

Zu Dionys dem Tyrannen schlich
Damon, den Dolch im Gewande

können Sie klarstellen: «Nein, nein, der hieß Möros ...».

Schillers Freundschaftsgedicht ist nicht nur das berühmteste, es ist ohne Frage auch das kräftigste in deutscher Sprache. In Theoriedingen war Schiller in gewisser Hinsicht ein Vollständigkeitsfanatiker, wir kennen das ja von der «Glocke», die das 19. Jahrhundert einläuten sollte, und dann auch durch ein gesamtes bürgerliches Jahrhundertleben bimmeln mußte - oder sagen wir eher: durch ein kleinbürgerliches Jahrhundertleben. Ähnlich vollständig ist die theoretische Konstruktion des Freundschaftskonzepts, das Schillers «Bürgschaft» zugrundeliegt. Ich sage Ihnen, daß ich um Gottes willen nicht zu einer Freundschaft verdonnert sein möchte, wenn ich all das tun müßte, was als Freundschaftsbeweis verlangt wird, um ordnungsgemäß als ein «wahrer» Freund anerkannt zu werden. Da muß man nämlich erstmal für seinen Freund ins Gefängnis gehen und stellvertretend einsitzen. Dann muß man, was in Bankkreisen gewiß auf hohes Interesse stoßen wird, mit seinem gesamten Vermögen für den Freund einstehen, insbesondere, wenn es sich nicht gerade um *peanuts* handelt. Und dann geht es an die körperlichen und leiblichen Freundschaftsbeweise, die im wirklichen Leben eigentlich nur trainierten Sportlern abverlangt werden können: da muß ein reißender Fluß, von «unendlichem Regen» angeschwollen, durchschwommen werden. Wie heißt es bei Schiller?:

Da treibet die Angst ihn, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

In der nächsten Abteilung steht der Box- oder Keulensport an: da muß eine Räuberbande mit «gewaltigen Streichen» niedergestreckt und in die Flucht geschlagen werden («die andern entweichen»). Schließlich muß eine glühende Wüste durchquert werden, die den armen Damon oder Möros fast ans Verdursten bringt, was dramaturgisch aber ein schlechtes Ergebnis gewesen wäre, deshalb schrieb Schiller:

Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder,
Und erfrischt die brennenden Glieder.

Auch der letzte und äußerste Freundschaftsbeweis, für den anderen sein Leben hinzugeben, wird weder Selinuntius noch Pythias abverlangt, damit Dionys zu seinem berühmten Schluß kommen kann:

Ich sey, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte.

In der gestrigen Ausgabe der «Zeit» findet sich der sprichwörtlich gewordene «Dritte im Bunde» übrigens im Zusammenhang mit Leo Kirchs Attacken gegen den Chefredakteur der «Welt», doch in den heiligen Hallen der DG-Bank sollten wir dieses Thema besser ausklammern.

Als Schiller das frisch entstandene Gedicht seinem Freund Goethe zuschickte, gab dieser zu bedenken, ob es nicht ein wenig dicke sei, wenn er Möros fast verdursten ließe, nachdem der sich gerade aus einem reißenden Strom gerettet habe, so etwas verstoße nicht nur gegen die Wahrscheinlichkeit, sondern komme auch «der Phantasie und Gemütsstimmung» nicht ganz recht. Schiller ist darauf mit keinem Wort eingegangen,

warum sollte er sein Konzept, daß eine «wahre» Freundschaft den Naturelementen wie Feuer und Wasser zu trotzen habe, bloß um der lyrischen Stimmigkeit willen opfern?

Die Ballade hat uns nun mitten in unser Thema «Raum und Freundschaft» hineingeführt, denn die Überwindung des Raumes mit all seinen Hindernissen wie reißenden Flüssen, Räuberbanden und glühenden Wüsten ist ja die Grundlage der Freundschaftsbeweise bei Schiller. Raum und Freundschaft erscheinen so als einander entgegengesetzte Kategorien. Ob das zwingend so sein muß, sollten wir vorerst besser in Frage stellen, vielleicht ist diese Ansicht nur bei Schiller, vielleicht nur in einem bestimmten Kulturkreis des 18. Jahrhunderts zu finden. Erlauben Sie mir, um eine andere Auffassung zu zitieren, den kühnen Sprung zu einem unserer modernen soziologischen Freundschaftstheoretikern, womit ich zugleich der einleitend freundschaftlichen Apostrophierung als Verkehrswissenschaftler ein wenig gerechter werden kann. In Siegfried Kracauers Essay «Über die Freundschaft» ist zu lesen:

«Wenn auch die Freundschaft, wie jede menschliche Verbindung, letzten Endes aus dem unmittelbaren mündlichen Verkehr ihre Kraft zieht, so spielen doch nicht minder die Zeiten der *Trennung* in ihr eine bedeutsame und keineswegs negative Rolle. Das Wesen des Entfernten tritt reiner als in der drangvollen Gegenwart vor das innere Auge. Mag seine Nähe beglücken, die Erinnerung erst gestaltet sein Bild, so wie es dauernd in der Seele lebt; sie dämpft den Eindruck des Vordergrundmäßigen im Bewußtsein ab, um das Typische herauszukehren. Bei Menschen gleicher Wesensart, deren Zusammensein sich aber nur unter Reibungen vollzieht, erhöht räumliche Ferne daher das Freundschaftsgefühl. [...] Der Freundesbund gipfelt im Sichfinden und Miteinanderwachsen der Persönlichkeiten. Darum ist Gegenwart ihm kein unbedingtes Erfordernis. Trennung wird oft schmerzlich, aber immer mit Selbstverständlichkeit ertragen. Die Liebesbeziehung dagegen findet ihre höchste

Erfüllung im unmittelbaren Zusammenleben der Menschen. Gehen Liebende auseinander, so können sich die ihrer Verbindung eigentümlichen Gefühle und Lebensbedürfnisse nicht auswirken, und das leidende Gemüt kennt nur den einen Wunsch nach Vereinigung. [...]

Wenn Freunde sich nach langer Abwesenheit *wiedersehen*, vollzieht sich ihre neue Annäherung nur allmählich. Sie haben es leichter und schwerer als fremde Menschen, gleich zum Wesentlichen vorzudringen; leichter, denn sie sind sich bereits zugeneigt und blicken auf gemeinsam verlebte Zeiten des Vertrauens zurück; schwerer, denn sie tragen ein Bild von einander in sich, von dem ungewiß ist, ob es noch der Wirklichkeit entspricht. Während man in der Phantasie sich hemmungslos der abwesenden Menschen bemächtigt, gilt es nun, über alle Vordergründe des unmittelbaren Verkehrs hinweg, sich diese Vertrautheit wiederzuerobern. Man ist zunächst dem Bilde des Freundes näher, als dem Freunde selbst.»

Nun sind wir schon mitten in den Problemen drin, in die uns die Freundschaftstheoretiker seit der Antike immer wieder verstricken: die Freundschaft scheint zuallererst definitorische Fragen aufzuwerfen. Was ist das eigentlich: Freundschaft? Und warum muß solches noch im Begriff «wahre Freundschaft» verstärkt werden, wahre mit «h», nicht wie bei jener zweideutigen Fernsehsendung «Wa(h)re Liebe», wo das «h» eingeklammert wird, um den Warencharakter - ohne «h» - jener zwischenmenschlichen Beziehung herauszustreichen. Worin unterscheiden sich Freundschaft und Liebe? Kracauer antwortete: in der Notwendigkeit zu unmittelbarer physischer Gegenwärtigkeit bei der Liebe. Niklas Luhmann würde wahrscheinlich antworten: im Element der Passion, der Leidenschaft auf Seiten der Liebe. Letzteres führt wahrscheinlich auch dazu, daß einem verabschiedeten Liebhaber gern gesagt wird: aber wir wollen doch Freunde bleiben. In der Wertigkeit scheint so die Liebe

allemaal höher als die Freundschaft zu rangieren. Niklas Luhmann hat dieses Konkurrenzverhältnis im 18. Jahrhundert verortet: «Das ganze 18. Jahrhundert durchzieht diese Bemühung, den Code für Intimität von Liebe auf <innige> Freundschaft umzustellen. [...] Aufs Ganze gesehen, hat jedoch die Liebe und nicht die Freundschaft das Rennen gemacht [...] Warum? Die Gründe dafür sind nicht leicht aufzutreiben und zu belegen.» Luhmann nennt dann drei mögliche Begründungen, die merkwürdig unspezifisch bleiben, räsoniert auffälligerweise aber nicht über die Institutionen, die der Liebe und Freundschaft im 18. Jahrhundert zugewiesen wurden: nämlich die Ehe und die Freimaurerei. Aber auf meine stets wiederholte These, daß man die Geschichte des 18. Jahrhunderts nicht ohne die Geschichte der Freimaurerei verstehen könne, will ja niemand so recht hören, deshalb muß auch unklar bleiben, warum die Liebe damals die Freundschaft aus dem Rennen geworfen hat.

Zurück zu den Definitionsproblemen von Siegfried Kracauer. Der gesamte erste Teil seines Essays «Über die Freundschaft» handelt über die Abgrenzungen zu Bekanntschaften, Kameradschaften und - als hätte er es eigens für einen Symposiumsabend in der DG-Bank geschrieben - von Genossenschaften. Eigentlich hat der Name «Genossenschaftsbank» ja auch etwas mit «Freundschaftsbank» gemein, das wäre doch auch ein mögliches Firmenschild: «Deutsche Freundschaftsbank». In seiner Definitionswut versteigt sich Kracauer sogar noch dahin, dem Begriff «wahre Freundschaft» nicht bloß den «falschen Freund» entgegenzusetzen, sondern eine neuerfundene «mittlere Freundschaft» davon abzuleiten, die auf dem halben Weg zwischen Bekanntschaft und wahrer Freundschaft stehen solle. Solche Definitionsprobleme hat es seit der Antike offenbar stets gegeben. Nur in der griechischen Frühzeit hat man es noch nicht so genau genommen, da konnte auch ein Zwillingbruder noch als Freund durchgehen. Doch schon im klassischen Griechenland setzt ein Ablöseprozeß ein, der verwandtschaftliche von freundschaftlichen Beziehungen trennt, die freie Wahl des Alter Ego als Freund rückt in den Vordergrund.

Ebenso werden berufliche, militärische, politische oder andere genossenschaftliche Beziehungen von den frei gewählten freundschaftlichen definitiv abgegrenzt. Ein eindrucksvolles Beispiel stellt das Streitgespräch «Toxaris oder die Freundschaft» von Lukian dar. Diesen Wortstreit führen der Grieche Mnessipus und der Skythe Toxaris. Jeder von ihnen erzählt 5 Geschichten über die Freundschaft, mit denen bewiesen werden soll, in welcher Kultur, der griechischen oder der skythischen, die Freundschaft höher rangiere. Mnessipus berichtet, was wir einleitend schon von Friedrich Schiller gehört hatten, wie Agathokles seinem Freund Hab und Gut überließ und ihm dann auch in die Verbannung folgte; Eupidikus sich in brausende Meeresfluten stürzte, um seinen Freund zu retten; Demetrius für seinen Freund ins Gefängnis ging usw. - Details können in der «Bürgerschaft» weiterverfolgt werden. Der Skythe Toxaris zeigt sich durch diese Erzählungen nicht sonderlich beeindruckt, denn in seiner Kultur gelte die Freundschaft mehr als jedes andere Verhältnis, und müsse immer mit Blutvergießen besiegelt werden. So erzählt er die Geschichte von einem gewissen Abachus, der einen verletzten Freund aus einem brennenden Haus trug, dabei aber seine Frau und Kinder in den Flammen zurückließ. Zur Erläuterung erklärt er: «Kinder kann ich leicht wieder bekommen, und es ist ungewiß, ob sie gut einschlagen werden; in langer Zeit werde ich aber nicht einen solchen Freund finden wie Gyndanes, der mir so viele Proben seines Wohlwollens gegeben hat.» So hoch geschätzte Freundschaften wurden bei den Skythen dann auch zahlenmäßig begrenzt: «An diesen Verträgen dürfen sich höchstens drei beteiligen. Denn wer viele Freunde hat, der gilt uns den gemeinen Weibsbildern gleich, die mit jedem Unzucht treiben.» Dem Griechen hält Toxaris schließlich noch entgegen, daß die Skythen ihre Freunde «nicht bei Trinkgelagen wie ihr und nicht aus der Zahl der Schulkameraden oder Nachbarn» gewinnen. Zu dieser Frage wird uns gleich Kurt Tucholsky noch einmal zurückführen, doch auch der Barockdichter Friedrich Logau hat schon gewußt:

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht.

Ich verzichte darauf, mich näher mit den antiken Rhetorikern zu befassen, Sie wissen, daß es von Cicero den Text «Laelius. Über die Freundschaft» gibt. Quintilian hat in seiner Rhetorik die merkwürdige Maxime aufgestellt «Lieber einen Freund verlieren als einen Witz» - was wohl eher auf rhetorische Selbstüberschätzung schließen läßt. Natürlich ist die Weltliteratur voll von Texten zur Freundschaft. Der melancholische Heinrich Heine schreibt:

Freundschaft, Liebe, Stein der Weisen,
Diese dreie hört ich preisen,
Und ich pries und suchte sie,
Aber, ach! ich fand sie nie.

Oskar Wilde hat einen Ausspruch hinterlassen, der meinem Zugang zu diesem Thema sehr nahe kommt:

«Lachen ist kein schlechter Anfang für eine
Freundschaft, und bei weitem das beste Ende.»

Doch ich will zum Schluß nicht einen Parforceritt durch unsere Literatur anstrengen, sondern nur meine Haus-, Leib- und Magenautoren auf das Thema Freundschaft befragen, Carl von Ossietzky, Kurt Tucholsky und Heinrich von Kleist - und damit werde ich mangels Masse auch gehörig schnell zum Ende kommen können. Im Sachregister der Carl von Ossietzky-Gesamtausgabe findet sich kein Stichworteintrag zu «Freundschaft», das Thema kommt also nicht vor, lediglich der «Freundeskreis Carl von Ossietzky», der sich für die Verleihung des Friedensnobelpreises einsetzte, ist verzeichnet, aber derart politisch oder weltanschaulich motivierte Freundesbemühungen waren aus dem engeren literarischen Freundschaftsverständnis ausgegliedert worden. Das Thema Freundschaften von Kurt Tucholsky wird erst auf der nächstjährigen Jahresversammlung der Tucholsky-Gesellschaft behandelt, also brauche ich jetzt noch nichts Stichhaltiges dazu vorzubringen. Aus den

Zeiten des Ersten Weltkrieges in Rumänien hatte Tucholsky die Freunde Karlchen und Jakopp, die auch in seinen literarischen Werken häufiger auftauchen, z.B. im «Schloß Grips-holm». Wenn man aber den Brief «Lieber Jakopp» aus dem «Pyrenäenbuch» liest, gewinnt man den Eindruck, es könne sich eher um eine von dem Skythen Toxaris inkriminierte Freundschaftsform gehandelt haben. Der Brief beginnt mit dem Vorwurf: «Lieber Jakopp! Haben wir dafür Schulter an Schulter so manches rumänische Nachtfest überstanden, daß du mir nie mehr schreibst -?» und er endet mit dem bedeutenden Gedichtzitat:

Wirst du im Album einst entdecken
mein Antlitz, rund vor Bier,
dann sage: Wo mag der wohl stecken?
Das war ein Freund von mir.

Wenn man in den Computer der Oldenburger Universitätsbibliothek die Suchstichworte Freundschaft und Kleist eingibt, müßte man ein eigentümliches Ergebnis erzielen. Ich sage, müßte man, denn ich hab mich nicht getraut, es zu versuchen. Der Computer sollte nicht Heinrich, sondern Ewald von Kleist ausspucken, denn der hat die meistgelesenen Freundschafts-gedichte des 18. Jahrhunderts produziert, Harro Zimmermann möge mir verzeihen, wenn ich Klopstock hier aus Zeitgründen übergehe. Von ihm, von Ewald von Kleist, stammt die berühmte Ode «Die Freundschaft», die an Gleim gerichtet war, und auch Damon und Pythias begegnen uns in seinen Gedichten wieder. Letzterer heißt hier Phyllis - wie meist in der damaligen Zeit. Die letzte Strophe des Anredegedichts «Phyllis an Damon» läßt deutlich werden, daß der Freundschaftskult des 18. Jahrhunderts doch eine überaus feuchte Angelegenheit sein konnte:

Komm, treuster Damon, den ich mir erwähle!
Auf meinen Lippen schwebt mir schon die Seele,
Um durch die deinen, unter tausend Küssen.
In dich zu fließen.

Ich will derartige Seelenküsse nicht weiter kommentieren, erlaube mir nur den verkehrswissenschaftlichen Hinweis, daß Ewald von Kleist Freimaurer war, aber das Thema haben wir ja schon ad acta gelegt.

Heinrich von Kleist war vielleicht zu sehr Ironiker, als daß das Thema Freundschaft bei ihm hätte tragend werden können. Immerhin kommt bei ihm aber eine der in der Literatur sehr seltenen Frauenfreundschaften vor, die zwischen der Amazonenkönigin Penthesilea und ihrer Freundin Prothoe. Daß das lateinische «*manus lavat manum*» -Prinzip jedem pathetischen Freundschaftsverständnis der deutschen Aufklärung, der Empfindsamkeit wie des klassischen Idealismus entgegensteht, wußte der Ironiker Kleist nur zu gut, und so nimmt es nicht wunder, daß er seinem schlitzohrigen Dorfrichter Adam genau einen derartig ironischen Pathosbrecher in den Mund legt:

«Gut, Gevatter! Jetzt gilts Freundschaft», sagt Adam zum Gerichtsschreiber Licht: «Ihr wißt, wie sich zwei Hände waschen können.»

So unpathetisch sind wir nun am Ende des Ganges durch ein höchst pathetisches Thema der deutschen Literatur angelangt. Was lernen wir daraus? Liebe Trude, lieber Christopher Pleister, solange die Wegstrecken zwischen Oldenburg und Frankfurt nicht mit Schillerschen Hindernissen lebens- und vermögensgefährdender Art bestückt werden, wollen wir gute Freunde bleiben und Euch gern besuchen kommen.

Vielen Dank.¹

1 Außer der genannten Literatur wurde herangezogen: Igor S. Kon: Freundschaft. Reinbek 1979 (russ. Orig., Leningrad 1979).

CHRISTOPHER PLEISTER

Zur Bedeutung der Universität Oldenburg für ihre Region

Studium ist ein Privileg. Dem Studenten mag diese Feststellung wie ein unangenehm moralisierend erhobener Zeigefinger vorkommen - dem älter werdenden Akademiker erschließt sich diese Einsicht unweigerlich. Hierfür braucht man keine Alt-Heidelberg-Romantik zu bemühen, es genügt ein Blick ins Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie.

Nach einer Umfrage vom Oktober 1985 - die Zahlen dürften sich seither nicht wesentlich verschoben haben - nannten 58 Prozent der westdeutschen Bevölkerung als Grund für ein Studium die Verwirklichung eines Berufswunsches, 35 Prozent höheres Einkommen, 30 Prozent bessere Aufstiegschancen. Es waren jeweils zwei Nennungen möglich; genannt wurden auch unter anderem noch Prestige und Ansehen mit 13 Prozent. Nur 2 Prozent meinten, das Studium habe keinen Zweck; es darf gerätselt werden, mit welchen Anteilen die jeweiligen Fakultäten an dieser Antwort beteiligt waren.

Auch ich hatte bei meinem - rückblickend - nicht ganz mißlungenen Start in das Berufsleben kaum mehr vorzuweisen als das Privilig eines Studiums. Wer ein Privileg genießen durfte, ist zu besonderer Dankbarkeit verpflichtet. Der Einsatz für die Alma Mater am jeweiligen Heimatort gehört da schon fast zu den Selbstverständlichkeiten - dies ganz besonders in der heutigen Zeit der wieder um sich greifenden Armut in unserem Bildungswesen.

Gemessen an der Wichtigkeit der Zukunftsinvestitionen in das Bildungswesen und der Bedeutung, die eine Universität schon heute allein aufgrund ihrer Existenz für ihre Region hat, sind

unser aller Anstrengungen viel zu gering. Das aktuelle Vorlesungsverzeichnis der Universität Oldenburg gibt in manchen Fachbereichen einen besorgniserregenden Einblick in die fatalen Konsequenzen knapper Kassen auf die Hochschulen.

Aus der finanzwissenschaftlichen Einteilung wissen wir, daß die Möglichkeiten der Hochschulausbildung eines Landes zu den meritorischen Gütern gehören, das heißt, sie können zwar privatwirtschaftlich an den Märkten angeboten werden, werden aber dennoch - insbesondere in Deutschland - durch den Staat bereitgestellt, weil kostendeckende Marktpreise bewirken würden, daß die Hochschulausbildung zu wenig und nur von bestimmten Schichten der Bevölkerung nachgefragt würde.

Es fällt schwer nachzuvollziehen, daß die Hochschulen trotz dieser fast schon als Binsenweisheiten zu bezeichnenden gesellschaftspolitischen Konsequenzen derart rigorosen Kürzungen ausgesetzt sind.

Umso wichtiger ist das Engagement vor Ort, das mir aufgrund einer beruflichen Veränderung leider nicht mehr im an sich wünschenswerten Umfang möglich ist. Ich freue mich, daß Herr Waskönig bereit ist, sich als Vorsitzender der Universitätsgesellschaft für unsere Universität Oldenburg zu engagieren, und bitte Sie sehr, ihn dabei nach Kräften zu unterstützen.

Einer der drei ideellen Zwecke unserer Universitätsgesellschaft besteht in der Förderung der „Beziehungen zwischen Universität und Bevölkerung“. Nun habe ich bereits festgestellt, daß es für eine Region und eine Stadt von großem Vorteil ist, Sitz einer Universität zu sein. Eingedenk des Privilegs meines Studiums möchte ich nun kurz versuchen, dies als gelernter Volkswirt näher zu begründen.

Mit einem anspruchsvollen Begriff der nationalökonomischen Systematik wäre diese Fragestellung als eine „raumwirtschaftliche“ zu bezeichnen - was ich hier nicht etwa erwähne, um Ihre Erwartungen (oder auch Befürchtungen) in bezug auf den theoretischen Gehalt meiner Ausführungen zu steigern, son-

dern um mir selber das Stichwort für eine Verbeugung vor einem der größten Söhne dieser Region (im weiteren Sinne) zu geben:

Die Raumwirtschaftstheorie ist ihrerseits aus der „Standorttheorie“ hervorgegangen, und deren Begründer war Johann Heinrich von Thünen, der 1783 auf dem väterlichen Gut Kanarienhäusen bei Hooksiel geboren wurde, in Jever die „Hohe Schule“ besuchte und mit seinem im Jahre 1826 vorgelegten Werk „Der isolirte Staat ...“ zum ersten deutschen Nationalökonom von noch heute anerkanntem internationalem Rang wurde!

Anlässlich der 200. Wiederkehr seines Geburtstages hat ihm die Universität Oldenburg dankenswerterweise ein Symposium und - auf dieser Basis - eine von Herrn Professor Brake in der Schriftenreihe der Universität Oldenburg herausgegebene Publikation gewidmet.

Übrigens: Als „großen Sohn der Region“ dürfen wir Thünen bezeichnen - als „Oldenburger“ aber eigentlich nicht: Denn als das Jeverland im Jahre 1818 zu Oldenburg kam, wirkte Thünen bereits auf seinem Mustergut im mecklenburgischen Tellow (nordöstlich von Güstrow); bei seiner Geburt jedoch gehörte die „Herrschaft Jever“, der heutige Kreis Friesland, zum Fürstentum Anhalt-Zerbst, in seiner Jugendzeit zu Rußland und später nacheinander erst zu Holland, dann zu Frankreich und erneut zu Rußland ...

Oldenburg selber war in der fraglichen Zeit - bekanntlich - zunächst mit Holstein verbunden und unter Napoleon ebenfalls vorübergehend französisch, nach dem Wiener Kongreß dann - wieder - Großherzogtum.

Einige einleitende Worte zu der Modell-Konstruktion, die Thünen in seinem bewunderungswürdigen ersten Werk (eben „Der isolirte Staat ...“) entwickelte, möchte ich hier im Wortlaut zitieren. Da heißt es:

„Man denke sich eine sehr große Stadt in der Mitte einer fruchtbaren Ebene gelegen ... Die Ebene enthalte weiter keine Städte als die eine große Stadt, und diese muß also alle Produkte des Kunstfleißes für das Land liefern, so wie die Stadt einzig von der sie umgebenden Landfläche mit Lebensmitteln versorgt werden kann.“

Im Sinne unserer Fragestellung ist nun („mutatis mutandis“) Thünens „große Stadt“ natürlich die Universität Oldenburg (die wir uns erfreulicherweise seit gut zwei Jahrzehnten nicht mehr nur „zu denken“ brauchen) und die „fruchtbare Ebene“ ihr Einzugsgebiet - die Stadt und der IHK-Bezirk Oldenburg. Den „Produkten des Kunstfleißes“ der großen Stadt entspricht dann, was die Universität ihrem Einzugsgebiet liefert, der „Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln“ alles, was die Universität aus Stadt und Kammerbezirk physisch bezieht.

Weiter aber sollten wir die Reverenz an Thünen nicht forcieren: Weder stellt sich das konkrete Einzugsgebiet der Universität Oldenburg in den berühmt gewordenen konzentrischen „Kreisen“ seines Modells dar, noch geht es hier etwa darum, anhand statistischen Materials (auf dessen Sammlung Thünen ein volles Jahrzehnt verwendete) die Richtigkeit großenteils aprioristisch gewonnener Einsichten nachzuweisen, wie es ihm für seine Zwecke gelungen ist.

Vielmehr mußte ich mich bei meinen Vorbereitungen auf diese Ausführungen in aller Bescheidenheit mit dem Versuch begnügen, mittels vorhandener Daten zu einer annähernden Quantifizierung insbesondere der Einkommenswirkungen unserer Universität auf Stadt und Region (hier, wie gesagt, als der Bezirk der Industrie- und Handelskammer Oldenburg definiert) zu gelangen.

Zur wirtschaftlichen Morphologie unserer Region

Betrachten wir zunächst kurz die Morphologie des eben umrissenen „Wirtschaftsraums Oldenburg“, im Sinne einer Momentaufnahme beginnend mit der Beschäftigungsstruktur: Für den Kammerbezirk als ganzen gilt, daß die Beschäftigung etwa gleich stark auf das Produzierende Gewerbe (also das Verarbeitende Gewerbe und Bergbau, Landwirtschaft und Baugewerbe) und auf die Dienstleistungsbereiche (wie Handel, Verkehr, Kommunikation) verteilt ist: Produzierendes Gewerbe rund 45 Prozent, Dienstleistungen etwa 43 Prozent; die übrigen circa 12 Prozent entfallen auf den Öffentlichen Sektor (etwa 10 Prozent) und auf Private Organisationen ohne Erwerbszweck (zum Beispiel die Kirchen und die Wohlfahrtsverbände) sowie die Privathaushalte (2 Prozent).

Deutlich anders ist nun die Beschäftigungsstruktur in der Stadt Oldenburg: Hier entfallen auf die Dienstleistungsbereiche gut 60 Prozent, auf das Produzierende Gewerbe hingegen lediglich etwa 25 Prozent. Der Öffentliche Sektor (einschließlich der Universität) vereinigt weitere 10 Prozent der Oldenburger Beschäftigten auf sich, als Restgröße verbleiben hier etwa 4 Prozent für Private Organisationen und Haushalte.

Das war die Moment-Aufnahme. Bei mittelfristiger Betrachtung der Entwicklung über ein gutes Jahrzehnt hinweg wird der Strukturwandel in der Region deutlich, und das heißt - auch bei uns hier - der Trend zur Dienstleistungsgesellschaft: Die „Industriedichte“, also der Anteil der in Bergbau und Verarbeitendem Gewerbe Beschäftigten an der gesamten Wohnbevölkerung, hat seit 1980 im Kammerbezirk um rund ein Achtel abgenommen, in der Stadt allein aber sogar um mehr als ein Drittel.

Betrachten wir die Entwicklung anhand der Bruttowertschöpfung der einzelnen Sektoren, dann ergibt sich ein ähnliches Bild: Danach hat sich von 1980 zu 1990 (neuere Daten liegen bedauerlicherweise nicht vor!) der Anteil des Produzierenden

Gewerbes an der gesamten Bruttowertschöpfung im gesamten Kammerbezirk von 47 auf 39 Prozent und in der Stadt Oldenburg von 27 auf 25 Prozent ermäßigt, während umgekehrt der Dienstleistungssektor seinen Anteil von 34 auf 41 Prozent beziehungsweise 47 auf 53 Prozent erhöhen konnte. Allerdings gingen die Anteilsverluste des Produzierenden Gewerbes ausschließlich auf das „Konto“ der Industrie: Während sich nämlich der Bruttowertschöpfungsanteil des Verarbeitenden Gewerbes im Kammerbezirk von 29 auf 21 Prozent und in der Stadt Oldenburg von 16 auf 11 Prozent reduzierte, konnte das Baugewerbe im Kammerbezirk seinen Anteil von gut 17 Prozent nahezu halten und in Oldenburg selber sogar von 10 auf 15 Prozent ausbauen. Im Zuge des Baubooms seit der Wiedervereinigung dürften sich die Anteile sogar noch etwas weiter zugunsten des Baugewerbes verschoben haben.

Halten wir zur „Morphologie“ des Kammerbezirks also ganz generell fest: Die Struktur der wirtschaftlichen Wertschöpfung verlagert sich weg vom Verarbeitenden Gewerbe und hin zu den Dienstleistungsbereichen und zum Baubereich - und zwar jeweils besonders ausgeprägt im Kern unserer Region, der Stadt Oldenburg selber.

Zu diesem Strukturwandel trägt die Existenz unserer Universität fraglos bei. Versuchen wir, diesen Beitrag zu quantifizieren, und zwar zunächst in absoluten Beträgen (dann - wenigstens ansatzweise - auch in Relationen).

Welche Wirkungen also haben die Ausgaben der Universität für den laufenden Betrieb und für Investitionen, die Ausgaben der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Universität und schließlich die ihrer Studierenden auf die Einkommen in der Stadt und im Kammerbezirk Oldenburg?

Einkommenswirkungen der Ausgaben der Universität

Beginnen wir mit den sächlichen Verwaltungsausgaben der Carl von Ossietzky Universität - darunter fallen insbesondere

Ausgaben für die Beschaffung wissenschaftlicher Geräte, aber auch zum Beispiel Ausgaben für den Gebäudebetrieb und die Entsorgung sowie Post- und Fernmeldegebühren.

Insgesamt hat die Universität in den zwanzig Jahren seit 1974, ihrem ersten vollen Arbeitsjahr, für diese „sächlichen“ Zwecke rund 329 Millionen DM ausgegeben, und zwar in beträchtlich gestiegenen Jahresbeträgen: 1974 erst rund 4 Millionen, 1993 immerhin knapp 30 Millionen. Für eine Beantwortung der Frage, welcher Teil dieser Ausgaben in unserer Region, im Kammerbezirk Oldenburg geblieben ist, fehlt uns allerdings die Datenbasis.

In einer neueren umfassenden Studie zu unserer heutigen Fragestellung aus dem Jahre 1990, einer an der Universität Augsburg angestellten Untersuchung, ist man den regionalwirtschaftlichen Wirkungen durch eine empirische Erhebung nachgegangen. Dort entfielen von den gesamten sächlichen Verwaltungsausgaben der Universität rund 61 Prozent auf die betrachtete Region.

Auf unsere Oldenburger Verhältnisse übertragen, ergäbe das für die genannten zwei Jahrzehnte rund 200 Millionen und für das abgelaufene Jahr gut 18 Millionen DM.

Als zweite wichtige, regionales Einkommen schaffende Kategorie der Universitäts-Ausgaben sind die Bauinvestitionen zu nennen. Zu nennen - aber leider nur sehr ungenau zu beziffern.

Bekannt ist, daß sich die Kosten für den Bau und die Einrichtung der Neubauten in den Jahren 1980 bis 1993 auf insgesamt 346 Millionen belaufen haben. Diese Zahlen stammen aber nicht aus der Haushaltsstatistik der Universität (dann wüßten wir es genauer!), sondern vom Staatshochbauamt Oldenburg, das die entsprechenden Mittel verwaltet und auszahlt.

Legen wir wieder die Meßlatte der exakt erhobenen Augsburger Verhältnisse an, so können wir bei den Bauinvestitionen von einer „Regionalquote“ von 64 Prozent ausgehen. In den

genannten 14 Jahren wären mithin rund 221 Millionen (oder jahresdurchschnittlich knapp 16 Millionen) Regionaleinkommen durch die Bauinvestitionen der Universität Oldenburg generiert worden.

Einkommenswirkungen der Ausgaben der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Universität

Auf etwas festerem Boden bewegen wir uns, wenn wir nun die Einkommenswirkungen betrachten, die über die seitens der Universität gezahlten Gehälter und Löhne von den Konsumausgaben ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ausgehen.

Und wir kommen in größere Zahlen hinein: Insgesamt betragen die Personalaufwendungen der Universität von 1974 bis 1993 rund 1,1 Milliarden, im vergangenen Jahr allein waren es gut 100 Millionen und damit gut drei Viertel des gesamten Universitäts-Budgets. Hier ist jedoch zu berücksichtigen, daß etwa ein Drittel des hiesigen Hochschulpersonals Beamtenstatus hat - die Einkommen der Beamten erscheinen aber nur zum Teil im Universitäts-Haushalt (im übrigen im niedersächsischen Landeshaushalt).

Insgesamt entstehen also jährlich deutlich über 100 Millionen Brutto-Einkommen bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Universität. Hieran bedienen sich zunächst Fiskus und Sozialhaushalt, und zwar im westdeutschen Durchschnitt zu rund 44 Prozent. Doch auch die entsprechenden Netto-Beträge (also 56 Prozent der Bruttolohn- und -gehaltssumme) gehen natürlich nicht in vollem Umfang in den Konsum, sondern werden zum Teil gespart - im westdeutschen Durchschnitt betrug die Sparquote 1993 rund 13 Prozent.

Und soweit die verbleibenden Konsumausgaben etwa die Form von Ferienreisen ins Ausland annehmen, werden sie nicht regionalwirksam. Was nun wird wirksam? Für die monatsdurchschnittlichen Konsumausgaben der Beschäftigten der

Universität Augsburg wurde die Regionalquote mit 64 Prozent ermittelt.

Also: Brutto-Einkommen der Beschäftigten der Universität Oldenburg (rund 1600 Personen) deutlich über 100 Millionen, abzüglich Steuern und Abgaben = Nettoeinkommen 56 Millionen, abzüglich Ersparnisse (7 Millionen) = Konsumausgaben in Höhe von 49 Millionen - und davon regionalrelevant (wenn die Verhältnisse hier die gleichen sind wie in Augsburg) 64 Prozent, also gut 31 Millionen!

Das wären die Einkommenswirkungen für den Wirtschaftsraum Oldenburg, die aus den Personalausgaben der Universität und einschlägiger Neben-Fisci resultieren.

Einkommenswirkungen der Ausgaben der Studierenden

Kommen wir nun zu den regionalrelevanten Ausgaben der Kommilitoninnen und Kommilitonen selber - was lassen sie pro Jahr in der Region ihrer Alma Mater „springen“?

Die studentischen Konsumausgaben sind insofern indirekte Wirkungen der Universität, als sie definitionsgemäß - mittelbar - dadurch entstehen, daß die Universität hier ihren Sitz hat, aber sie sind natürlich ebenso relevant wie die unmittelbaren Wirkungen.

Was wir nicht wissen können, ist freilich, wieviele der rund 13.000 jungen Leute, die im Sommersemester 1994 hier immatrikuliert waren, sich auch dann im Kammerbezirk Oldenburg aufgehalten und auch dann hier Geld ausgegeben hätten, wenn die Universität nicht existieren würde.

Einerseits wird man annehmen können, daß ein großer Teil dieser jungen Leute dann anderswo studiert hätte; andererseits dürfen wir wohl auch davon ausgehen, daß ein gewisser Teil der Oldenburger Studierenden wirtschaftlich allein dadurch in

die Lage versetzt worden ist, ein Studium überhaupt aufzunehmen, daß eine Universität in dieser Region plaziert worden ist.

Was unsere Annahmen hinsichtlich der Einkommenswirkungen der Ausgaben der Studierenden angeht, können wir uns auf eine Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes stützen. Sie ergab für 1991 (neuere Zahlen liegen nicht vor), daß der durchschnittliche westdeutsche Student über monatliche Einnahmen von 1.146 DM verfügte, die zu rund 95 Prozent in den Konsum flossen.

Das, wie gesagt, ist der Durchschnitt: Wo mag innerhalb dieses Durchschnitts Oldenburg liegen? Die Sozialerhebung weist nicht allein deutliche regionale Unterschiede aus, sondern auch Fluktuationen an ein und demselben Standort. So lagen in Göttingen die Ausgaben der Studenten im Jahre 1988 um rund 14,5 Prozent unter dem westdeutschen Durchschnitt, im Jahre 1991 hingegen nur um 8,5 Prozent.

Siedeln wir Oldenburg einmal hypothetisch in der statistischen Nähe von Göttingen an - beide Städte liegen nicht in Ballungsgebieten. Göttingen zeichnet sich ferner dadurch aus, daß es eine Brücke zu der Augsburger Studie bietet: Ende der achtziger Jahre waren die monatliche Gesamtausgaben der „Normalstudenten“ in Göttingen und Augsburg etwa gleich hoch, und für Augsburg kennen wir zusätzlich den Anteil der regionalrelevanten Ausgaben.

Wenn wir Oldenburg gleich Göttingen setzen und die dort von 1988 bis 1991 eingetretene Zunahme der Gesamtausgaben pro Student degressiv weiter hochrechnen (nicht mit gut 20 Prozent für drei Jahre, sondern mit 15 Prozent), dann kommen wir für 1994 in Oldenburg auf einen Betrag von rund 1.150 DM monatlich oder 13.800 DM im Jahr (einschließlich Semesterferien). Das ergibt bei unseren (wie gesagt) rund 13.000 Studierenden etwa 180 Millionen. Als „regionalwirksam“ dürfen wir davon - anhand der entsprechenden Augsburger Quote von 75 Prozent - rund 135 Millionen annehmen.

Anhand der Göttinger Ausgabenstruktur von 1991 können wir diesen Betrag für Oldenburg 1994 etwa wie folgt verteilen:

• Miete	33%	44,5 Mio DM
• Ernährung	23%	31,0 Mio DM
• Kleidung, Wäsche, Körperpflege,		
• Lernmittel (kurioses Aggregat!)	17%	23,0 Mio DM
• Fahrten	11%	14,9 Mio DM
• „Sonstiges“ (Kultur, Geselligkeit)	16%	21,6 Mio DM
	<hr/>	
	100%	135,0 Mio DM

Hoffentlich habe ich Sie mit den vielen Zahlen nicht allzu sehr verwirrt!

Fassen wir zusammen:

• Sächliche Verwaltungsausgaben	18 Mio DM
• Bauinvestitionen	16 Mio DM
• Ausgaben des Personals	31 Mio DM
• Ausgaben der Studierenden	135 Mio DM
	<hr/>
	200 Mio DM

Mit allen bereits vorgetragenen Einschränkungen und Vorbehalten können wir diese Einkommenswirkungen demnach auf jährlich mindestens 200 Millionen DM veranschlagen.

Volkswirtschaftliche Relationen

Ist das viel? Ist das wenig? Um darüber eine Aussage treffen zu können, müssen wir diesen Betrag zu anderen volkswirtschaftlich sinnvollen Größen in Relation setzen. Da es sich um die Einkommens- beziehungsweise Ausgabewirkungen handelt, kämen als Vergleichsgrößen zum Beispiel folgende in Betracht: erstens die gesamte öffentliche und private Nachfrage,

zweitens die gesamten Nettoeinkünfte der Region, also ihre nominale Kaufkraft.

Inwieweit lassen nun unsere Statistiken die Herstellung solcher Relationen zu? Im Fall der zuerst genannten Bezugsgröße lassen sie uns im Stich! Verwendungskomponenten des Bruttoinlandsprodukts werden nur für das Bundesgebiet und für die Bundesländer ausgewiesen. Daten über Einkommen liegen hingegen wenigstens teilweise für unseren Kammerbezirk vor.

Die Lohn- und Einkommensteuerstatistik weist zuletzt für das Jahr 1989 für die Landkreise und kreisfreien Städte unseres Kammerbezirks zusammengenommen Nettoeinkünfte aus Lohn, Gehalt, Unternehmensgewinnen und Vermögen von rund 19 Milliarden aus. Nimmt man vereinfachend an, daß diese Nettoeinkünfte im Zeitraum 1989 bis 1993 genauso stark gestiegen sind wie im Durchschnitt des alten Bundesgebiets die Nettolöhne und -gehälter (etwa 23 Prozent), dann ergäbe sich für das Jahr 1993 ein Betrag von rund 23 Milliarden. Hinzu kämen dann noch die Einkünfte aus den Sozialhaushalten. Im westdeutschen Durchschnitt machen diese ungefähr ein Fünftel aller Nettoeinkünfte aus. Unterstellt man dies auch für unsere Region, dann ergibt sich für den Kammerbezirk im Jahre 1993 insgesamt eine nominale Kaufkraft von fast 28 Milliarden. Daran gemessen machen die mit der Universität verbundenen Ausgaben knapp ein Prozent aus. Für die Stadt Oldenburg selber ergibt sich nach derselben Rechnung ein Anteil von über fünf Prozent!

Zurück zu unserer oben gestellten Frage: Ist das viel, ist das wenig? Wie man's nimmt. Es ist ähnlich wie mit dem Glas Wasser, das der eine als halb voll, der andere hingegen als halb leer empfindet. Sagen wir einmal so: Für die Stadt Oldenburg ist der Ausgabeneffekt der Universität nicht unbeachtlich, für den Kammerbezirk dem Anschein nach eher bescheiden.

Doch ergeht es uns mit den Wirkungen der Universität wie mit dem oft zitierten Eisberg im Eismeer, von dem nur der gering-

ste Teil oberhalb des Meeres sichtbar ist. Was wir nicht kennen, sind die Multiplikatorwirkungen der Ausgaben: Jede ausgegebene Mark zieht weitere Nachfrage nach sich. Ebenso wenig kennen wir die Wirkungen auf das Preisniveau: Zu fragen wäre beispielsweise, inwieweit sich Mieten und Baupreise infolge der Gründung der Universität erhöht haben. Und in ihrem Ausmaß ebenfalls unbekannt sind die Angebotswirkungen der Universität.

Angebotswirkungen der Universität

Bislang haben wir nur nach den Wirkungen gefragt, die sich daraus ergeben, daß die Universität aus Stadt und Kammerbezirk Leistungen bezieht, also Ressourcen in Anspruch nimmt. Völlig unberücksichtigt blieb dagegen, was die Universität (um es mit Thünen auszudrücken) der Region an „Produkten des Kunstfließes“ liefert. Lassen Sie mich diese wenigstens erwähnen.

Erstens: Da wären zunächst einmal die Forschungsleistungen, die sich immer stärker an den Bedürfnissen der „Praxis“ ausrichten. Beispiele für eine praxisnahe Forschung ließen sich hier einige nennen. Exemplarisch sei auf die Forschung über regenerative Energien im Fachbereich Physik und die Arbeit des Instituts für Chemie und Biologie des Meeres verwiesen.

Ein Teil dieser Forschungsprojekte wird über Drittmittel finanziert, ist also „Auftragsforschung“. Wieviele solcher Projekte im Auftrag Dritter durchgeführt werden und wieviele davon letztlich regionalrelevant sind sollten wir zwar wissen, wissen wir aber nicht. Aus dem letzten Forschungsbericht über die Jahre 1987 bis 1989 (der aktuelle ist in Vorbereitung!) geht jedoch hervor, daß in diesem Zeitraum mindestens 62 regionalbezogene Forschungsprojekte durchgeführt worden sind, wobei es sich schwerpunktmäßig, nämlich in 54 von 62 Fällen, um Projekte im Bereich der Naturwissenschaften (Biologie, Chemie und Physik) handelte. Auftraggeber dieser Projekte

waren in erster Linie öffentliche Institutionen und öffentliche Unternehmen, in 5 von 62 Fällen aber auch Institutionen und Unternehmen der Privatwirtschaft, insbesondere aus dem Bereich der Energieversorgung.

Zweitens: Die Universität sorgt für einen Wissens- und Technologietransfer in die Region - angefangen vom Bücher- und Zeitschriftenangebot der Universitätsbibliothek (von den 565.000 Nutzungen im Jahre 1993 kommt rund ein Drittel aus der öffentlichen und privaten Wirtschaft) über das Weiterbildungsangebot für Berufstätige (hier handelt es sich um Weiterbildungskurse in bestimmten Berufsfeldern, die nicht nur in der Stadt Oldenburg, sondern auch im Kammerbezirk angeboten werden, etwa 400 Kurse pro Jahr mit sechs- bis siebentausend Teilnehmern und Teilnehmerinnen) bis hin zur Arbeit von DIALOG, der Wissens- und Technologietransferstelle der Hochschule Oldenburg, die unter anderem in Zusammenarbeit mit kommunalen und regionalen Verwaltungen eine Informationsdatenbank aufgebaut hat, die bisher dreizehn Landkreisen und vier kreisfreien Städten unserer Region zur Verfügung gestellt wird. Diese Informationsdatenbank umfaßt Daten zu den Unternehmen unserer Region (zur Zeit etwa 1300 Unternehmensprofile, pro Monat werden circa 40 weitere Firmen aufgenommen), über freie Gewerbeflächen, zum Fremdenverkehr, zur Umweltberatung, über das Gewerbeabfallkataster, über regionale Forschungs- und Entwicklungsangebote sowie über regionale Technologieangebote. Ziel des Wissens- und Technologietransfers ist es, die Innovationsfähigkeit der Region zu erhöhen.

Drittens: Die Universität hebt das Bildungsniveau der Region und sorgt direkt oder indirekt für eine Erweiterung des kulturellen Angebots. Die Universität trägt somit entscheidend zur Verbesserung der Lebensqualität der Region bei.

Viertens: Die Universität stellt der Region ein großes Potential an höher-qualifizierten Arbeitskräften zur Verfügung. Bislang wanderte die Mehrheit unserer Absolventen und Absolventin-

nen in andere Regionen ab, doch läßt sich immerhin beobachten, daß sich mit dem Angebot an qualifizierten Kräften allmählich auch die entsprechende Arbeitsnachfrage (wenn auch sehr zaghaf) entwickelt.

Fünftens: Die gute „Bildungsinfrastruktur“, die Verfügbarkeit von wissenschaftlichem Know-how, das große Potential an qualifizierten Arbeitskräften und nicht zuletzt die hohe Lebensqualität dieser Region schaffen die Rahmenbedingungen, die für den Erhalt und die Neu-Ansiedlung von Unternehmen erforderlich sind.

Zum Teil gehen diese Unternehmensneugründungen direkt aus dem Hochschulbetrieb hervor. Ein Beispiel hierfür ist die OFFIS GmbH, die mittelständischen Unternehmen der Region intelligente Softwarelösungen insbesondere zur Prozeß- und Fertigungssteuerung anbietet. Zum Teil arbeiten Unternehmen aber auch eng mit der Hochschule zusammen, so zum Beispiel die 1988 gegründete picco-plant Mikrovermehrung GmbH, die sich mit der Mikrovermehrung von Pflanzen im Reagenzglas beschäftigt und eine enge Zusammenarbeit mit dem Fachbereich Biologie unserer Universität unterhält. Dies sind, wie gesagt, Beispiele für Unternehmensgründungen, die eng mit der Universität verbunden sind. Doch nur in den seltensten Fällen lassen sich diese mit der Universität konkret in Verbindung bringen. In den meisten Fällen lassen sich Unternehmen in unserer Region nieder, weil ihnen der Standort hier gefällt, und unsere Universität dürfte zu dieser Standortattraktivität zumindest beitragen.

Sechstens: Wir befinden uns hier in einer strukturschwachen Gegend. Typischerweise wandert die Bevölkerung aus einer solchen Region per saldo ab. Die Universität trägt dazu bei, die „Entsiedelung“ dieser Region zu verhindern, zum einen dadurch, daß diejenigen aus der Region, die studieren wollen, in ihrer Region bleiben (1992 stammten mehr als 26 Prozent der Studierenden aus Oldenburg selbst und weitere rund 31 Prozent aus den sonstigen Gebieten des Weser-Ems-Bezirks), zum

anderen dadurch, daß die Universität mit ihren Angebots- und Nachfragewirkungen den hiesigen Standort für Unternehmen attraktiver macht. Wanderte die Bevölkerung bis Mitte der achtziger Jahre aus unserem Kammerbezirk per saldo ab, so ist seither wieder ein Netto-Zustrom an Menschen in unseren Bezirk zu verzeichnen.

Damit, meine sehr verehrten Damen und Herren, wären wir am Ende der Betrachtung der Nachfrage- und Angebotswirkungen der Universität Oldenburg auf ihre Region, die Stadt und den hiesigen Kammerbezirk.

Zusammenfassung der Ergebnisse und Erkenntnisse

Mein Ziel war es, herauszustellen, welche Bedeutung unsere Universität für die Wirtschaft unserer Region hat. Zugegeben - dies ist mir bestenfalls ansatzweise gelungen. Aber wir haben nunmehr zumindest einen „Anhaltspunkt“: Die Ausgaben, die mit der Universität direkt oder indirekt zusammenhängen, machen unmittelbar nicht mehr als ein Prozent der Kaufkraft des gesamten Kammerbezirks aus, aber immerhin mehr als fünf Prozent der Kaufkraft der Stadt Oldenburg, und wir sind uns darüber im klaren, daß wir damit nur einen Teil der Gesamtwirkungen erfaßt haben, ergo die Bedeutung der Universität für die Wirtschaft der Region erheblich größer ist.

Ich möchte einfach einmal die These aufstellen, daß erst die Universität den nötigen Anstoß gab, der dieser Region zu ihrer erfreulichen wirtschaftlichen Entwicklung verhalf, so daß es statt zu einer weiteren Bevölkerungsabwanderung schließlich per saldo sogar zu einer leichten Bevölkerungszuwanderung in unseren Kammerbezirk kam. Wir kennen viele Beispiele, in denen kleine Ursachen große Wirkungen haben. Wir kennen das Beispiel vom Stein, der viele weitere Steine ins Rollen bringt, oder vom rollenden Schneeball, der auf einem abschüssigen Schneehügel ein immer größeres Volumen annimmt, und wir kennen aus der Chaosforschung das populärwissenschaftli-

che Beispiel vom „Schmetterlingseffekt“, wonach der Flügel-schlag eines Schmetterlings im fernen Asien die Ursache für das Entstehen eines Hurricans im US-Staat Florida sein kann.

So gesehen ist die Vermutung, daß erst das besagte „eine Pro-zent“ für unseren Kammerbezirk beziehungsweise die „fünf Prozent“ für Oldenburg den bewußten „Stein“ ins Rollen gebracht haben, nicht unberechtigt. Diesem Sachverhalt kön-nen wir jedoch nur empirisch auf die Schliche kommen. Würde Thünen noch heute in dieser Region leben, so wäre er dieser Frage sicherlich nachgegangen.

Um ihm, dem großen Sohn unserer Region, abschließend noch einmal unsere Reverenz zu erweisen, sei darauf hingewiesen, daß er unter den Wirtschaftswissenschaftlern nicht nur einer der ersten war, die statistisch-empirisch arbeiteten, sondern nach Ricardo (den er aber nicht kannte!) auch derjenige, der den Gedanken der Marginalanalyse aufbrachte, in der es darum geht, herauszufinden, welche Auswirkungen eine zusätzliche marginale Einheit einer Größe auf einen Untersuchungsgegen-stand hat. Berühmtheit erlangte dieser Marginal-Gedanke aller-dings erst gut fünfzig Jahre später, insbesondere durch Mar-shall und Walras, und es war Marshall, der in diesem Zusam-menhang ausdrücklich darauf hinwies, wie sehr er vom Thü-nenschen Werk beeinflußt gewesen sei.

Bei Thünen lautete die Frage sinngemäß: Wie ändert sich der Ertrag, wenn auf einem Stück Land eine zusätzliche marginale Einheit eines landwirtschaftlichen Produkts (Kartoffeln, Ge-treide, Rüben etc.) angebaut wird? Denn er gelangte früh zu folgender Erkenntnis:

„Nun muß konsequenterweise in jeder Gegend diejenige Wirtschaft getrieben werden, durch welche der Boden am höchsten benutzt wird, und die obige Frage wird also auf die Frage: ‘welche Wirtschaftsart gibt in der nächsten Umge-bung der Stadt die höchste Landrente?’ zurückgeführt.“

In unserem Fall muß die Frage heißen: Um ein Wievieles wird das Wirtschaftswachstum in der Region durch die Aktivitäten der Universität verstärkt? Warum diese Frage nicht einmal im Rahmen einer Dissertation stellen? Universitäten beschäftigen sich mit allen möglichen Fragen, manche davon scheinen recht weit „hergeholt“. Warum als Universität sich nicht einmal mit dem Nächstliegenden, nämlich der eigenen Wirkung, befassen?

Doch sich der eigenen Bedeutung bewußt zu werden, ist eine Sache; sich der Verantwortung bewußt zu sein, die sich aus der eigenen Wirkung ergibt, eine andere. Das letztere sollte auch der Universität Verpflichtung sein, sich noch mehr um unsere Region - und hierzu gehört auch ihre Wirtschaft - zu bemühen. Eine engere Kooperation mit der Wirtschaft und die vermehrte Ausrichtung unserer Aktivitäten auf die Belange der Wirtschaft erschließen uns nicht nur neue Erfahrungen, sondern auch neue Finanzierungsquellen, die uns weitere Forschungsvorhaben ermöglichen. Über eines müssen wir uns ohnehin im klaren sein: Nicht der Wettbewerb um die Studenten und Studentinnen, sondern der Wettbewerb um die knappen öffentlichen Finanzmittel nimmt zu. Nur wenn unsere Universität Profil zeigt, kann sie sich in diesem Wettbewerb behaupten, und dies funktioniert nur, wenn sie sich auf ihre Region bezieht.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, die Universität Oldenburg heißt seit 1991 offiziell Carl von Ossietzky Universität. Sieht man die Geschichte dieser Namensgebung losgelöst von den Querelen und den Positionen, die bezogen wurden, so hat sie neben der Diskussion um diesen herausragenden Publizisten die positive Nebenwirkung der Einrichtung einer Forschungsstelle gehabt. Ein wesentliches Ergebnis der Arbeit dieser Forschungsstelle ist die Herausgabe der Gesamtausgabe der Werke von Carl von Ossietzky, deren Präsentation durch den Rowohlt-Verlag und durch Wissenschaftler/innen unserer Universität am vergangenen Samstag zu den herausragenden Ereignissen der diesjährigen Frankfurter Buchmesse gehörte

- Werbung im besten Sinne für unsere Universität und für die Stadt Oldenburg.

Kulturelle Ereignisse von diesem Format, für die die Carl von Ossietzky Universität in vielerlei Hinsicht gut ist, sind eine wichtige Unterstützung bei dem notwendigen Bemühen, die Attraktivität der Region Weser-Ems bundesweit - und noch weiter - bekannt zu machen.

Sie sind verbunden mit Menschen, die wegen der Universität nach Oldenburg gekommen sind und die diese Stadt sehr bereichert haben. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrung, die ich sehr nachhaltig gemacht habe, ist die Mitgliedschaft in der Universitätsgesellschaft keine Pflicht, sondern eine Freude.

Meine Amtsniederlegung ist kein Anlaß zu Beileidsbekundungen oder sonstigen Gefühlsäußerungen - was Aufatmen und Erleichterung bei denen, die mit meiner Amtsführung nicht einverstanden waren, nicht ausschließen soll. Wer in Oldenburg zu Hause sein durfte, kennt den Spruch, daß man wegen Oldenburg zweimal weint: wenn man kommt und wenn man geht. Es gibt noch ein drittes Mal, und dann lacht man - vor Glück - bei jeder Gelegenheit, wenn man wiederkommt.